

Empire auf Kredit

Charles S. Maier arbeitet sich am Begriff des Imperiums ab

Seit nun über einem halben Jahrzehnt wogt eine internationale Debatte über den Begriff des Imperiums, in der sich Vertreter ganz entgegengesetzter politischer Positionen einig sind, dass dieser Begriff entscheidend zur Erfassung der Wirklichkeit am Anfang des 21. Jahrhunderts beitrage: von Niall Ferguson, der die USA dazu aufruft, endlich der Realität ihres «Empire» ins Auge zu blicken und die Lehren aus den Erfahrungen des britischen Imperiums zu studieren, bis hin zu den linken Theoretikern Michael Hardt und Antonio Negri, welche das E-Wort ganz von territorial begrenzten Gebilden, inklusive der Vereinigten Staaten, ablösen wollen. Unabhängig von ihrer politischen Einstellung scheinen sich die Teilnehmer der Debatte in zwei Lager zu spalten: Die eine Seite, warnend oder warm empfehlend, handelt mit historischen Analogien; die andere setzt letztlich auf neue Begriffe, versucht sich aber gleichzeitig althergebrachte antiimperialistische Instinkte der Linken zunutze zu machen.

Bilanzen

Der in Harvard lehrende Zeithistoriker Charles Maier hat nun einen weitgespannten Essay vorgelegt, der sich an beidem versucht: Begriffsarbeit und geschichtliche Aufarbeitung. Was auf den ersten Blick seltsam anmutet – die Zweiteilung des Buches in einen sehr allgemeinen Teil, der zwischen dem Römischen Reich und der Gegenwart hin- und herspringt, und ein Narrativ zur Weltrolle der USA nach 1945 –, erweist sich als Gewinn: Immer wieder nimmt Maier die Imperiumsproblematik aus neuen Blickwinkeln ins Visier, skizziert die politischen, ökonomischen und auch psychologischen Muster und Mechanismen, welche sich bei scheinbar ganz verschiedenen Imperien finden.

So insistiert Maier beispielsweise, dass eine simple Rechnung, ob Imperien nun Gewinn- oder Verlustgeschäfte seien, nach ganz unterschiedlichen Posten aufgeschlüsselt werden müsse. Imperien könnten daheim eine Art «Arbeiteraristokratie» schaffen, die mit Brot, Spielen und gelegentlichen imperialen Abenteuern bei Laune gehalten werde; und sie könnten Karrierewege öffnen, deren psychologische Anreize nicht zu unterschätzen – und eigentlich auch nicht zu quantifizieren – seien. Imperiale Herrschaft sei für viele an sich schon befriedigend – nicht zuletzt, so Maier wohl mit einem Seitenhieb auf Mitglieder seiner Zunft, für Historiker, welche diese Herrschaft mit allerlei grossen Erzählungen rationalisierten und legitimierten. Ganz generell aber, so liest man, führten Imperien zu einer Umverteilung von der Mittel- zur Oberschicht und beruhten auf dem Prinzip der Ungleichheit: zwischen Zentrum und Peripherie, aber auch zwischen verschiedenen Klassen in der Metropole. Der Nationalstaat, so spitzt der Historiker zu, sei eine Sache der Gleichheit – zumindest dem Anspruch nach; die potenzielle Stärke von Imperien sei Toleranz, aber ihr unvermeidliches Charakteristikum eben Ungleichheit.

Von der Produktion zum Konsum

In seinem kurzen Abriss der Nachkriegsgeschichte beschreibt Maier dann die Atombombe als den «big bang» des amerikanischen Imperiums; das eigentliche Charakteristikum der Expansion der USA nach 1945 sei aber das eines «Imperiums der Produktion» gewesen. Ebenso wenig wie einen Sozialismus könne es einen erfolgreichen «Kapitalismus in einem Land» geben, weswegen die USA nicht nur Güter, sondern vor allem Produktions- und Marketingtechniken nach Europa exportiert hätten.

Der vielleicht interessanteste Gedanke Maiers besteht darin, dass die USA inzwischen zu einem «Imperium des Konsums» geworden seien: Die US-Bürger lebten permanent über ihre Verhältnisse; die Japaner und nun vor allem die Chinesen finanzierten die Schulden der Amerikaner, damit die Wirtschaft in Asien weiter wachse – und damit sich die kaufwütigen Amerikaner damit abfinden, dass Industriejobs langsam über den Pazifik wanderten. Ganz schlüssig ist diese Konzeption vom Imperium per Kreditkarte vielleicht nicht, aber sie ist allemal aufschlussreicher als die Begriffsnetze von Hardt und Negri oder die ganz unhistorische Übertragung von «Lehren aus der Geschichte».

Bleibt die Frage, die sich jeder Leser stellen muss: Sind die USA nun ein Imperium oder nicht? Maier nähert sich einer Antwort und weicht ihr dann doch immer wieder aus: Einerseits wiesen die Vereinigten Staaten Eigenschaften eines «postterritorialen» Imperiums auf – was sie für Angriffe von Terroristen besonders verwundbar mache; aber andererseits gebe es noch immer entscheidende Unterschiede zu vergangenen Imperien. Somit bleibt eine Fülle von Einsichten und Anregungen, aber keine These. Man kann sich nicht zuletzt zu der Frage anregen lassen, ob der «Imperiumsdiskurs» eigentlich überhaupt bleibende Resultate vorzuweisen hat. Viele Beiträge zu dieser Debatte, so scheint es, erschöpfen sich letztlich in Metaphern und geschichtsphilosophischen Spekulationen – davon hebt sich Maiers Buch positiv ab.

Jan-Werner Müller

Charles S. Maier: *Among Empires: American Ascendancy and Its Predecessors*. Harvard University Press, 2006. 384 S., \$ 27.95.